from: *Afrika Spectrum*, 26 (1991) 2:155-180; revised version published as: Bierschenk / Elwert / Kohnert (1993): "*Einleitung: Entwicklungshilfe und ihre Folgen*". In: Bierschenk, T. / Elwert, G. (Hrsg.), "Entwicklungshilfe und ihre Folgen: Ergebnisse empirischer Untersuchungen in Afrika", Campus, Frankfurt/M., 1993:7 - 40

Thomas Bierschenk / Georg Elwert / Dirk Kohnert ([1])

Langzeitfolgen der Entwicklungshilfe

Empirische Untersuchungen im ländlichen Westafrika

Abstract: *This article is based on field studies in rural West Africa. It concentrates on the socio-structural effects of development aid in the long run, in contrast to numerous available evaluation reports on the short-run effects of development projects. The study reveals that superficial generalisations or condemnations of development projects, like the big farmers benefit at the expense of the smaller ones, or the men benefit at the expense of the women, do not hold up to verification. Quite to the contrary one observes a wide range of specific adapted forms by which the target groups react to the demands and offers of development projects, and thereby transform their own social structure. In short, one observes a great diversity of social self-organisation. The bureaucratic structures of the development administration do, however, unfortunately - more often than not - ignore the social dynamic of their target groups which they nevertheless sustain unconsciously. Development aid has become an important political and economic factor in most African countries. Its financial impact often exceeds that of the national budget. It contributes, therefore, significantly to the development of a bureaucratic class and of its clients: the project development degenerates into a project nationalization / bureaucratization. This contrasts vividly with the strategies of the peasants. Men and women at village level do not accept any longer the paternalistic development approach. They just select what they need out of the packages of solutions that are offered to them, while they develop their own solutions, like a variety of seeds adapted to their specific resource endowments, diversified sources of income, different strategies of accumulation and risk prevention. All this allows for a gradual evolution by variation and selection. The dynamic of the rural society is to a large extent due to a competition of different (strategic) groups, opposed to one another, about the partitioning of the cake of development aid. Normally this struggle between different vested interests is covered up by the rhetoric of development planning. Planned development has up to now proven to be to rigid, to be able to take account of the complex and subtle fabric of self organisation. Aid sometimes appears to be a second best substitute for a vision of a democratic society. This is due to the fact that the structures we are aiming for in the long run - which are to allow for open markets, an orientation of the producers at the resources and needs of the nation, and last not least, the growth of indigenous structures of self-help - would require a responsible and democratic government, as well as the guarantee of civil rights, accountability, an independent judiciary, freedom of the press, etc.; up to now, however, all these elements are still oppressed by the commando state itself, well nourished by the various forms of technical and financial aid.*

Key words: development cooperation, ODA, evaluation, West Africa, social structure

JEL codes: F35, A14, N17, O17, O22, O55, P52, R58, Z10

---

(1) Wir danken unseren Kollegen C. Agossou, M. Ahohounkpanzon, R. Anhut, G. Athawet, T. Förster, R. Forster, S. Kindler, G. Kremer, J. Laabs, V. Metz, M. Obbelode, U. Peters, R. Ribeiro, C. Scherler und T. Zitelmann für ihr Engagement, mit dem sie sowohl die erheblichen Gesundheitsrisiken einer Feldforschung als auch die oft enttäuschende und nie enden wollende Mühsal der Auswertung am Schreibtisch auf sich genommen haben.

1. Die Problemstellung

Die internationale Entwicklungshilfe hat sich seit den siebziger Jahren auf die Länder südlich der Sahara konzentriert. Mit dieser Hilfe wurde versucht, die massive Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage und vor allem der Lebensbedingungen der meisten Menschen Afrikas aufzufangen. Internationale Geberorganisationen wie afrikanische Regierungen erkennen jedoch zunehmend an, daß diese Hilfe ihre Ziele weitgehend verfehlt hat (s. World Bank, 1991; UNDP, 1991; ECA, 1989).

Neue Ansätze der Entwicklungspolitik müßten allerdings, um erfolgversprechend zu sein, aus Analysen der sozioökonomischen Bedingungen und Folgen der bisherigen Politik entwickelt werden. Neben globaler Kritik der Entwicklungshilfe an sich ([2]) hat die sozialwissenschaftliche Forschung jedoch bislang eher Einzelfallstudien betrieben, oder versucht, in Querschnittsevaluierungen bestimmter Projekttypen den *status quo* festzuhalten. Prozeßorientierte Analysen der sich im Zeitablauf kumulierenden Gesamteffekte der erfolgreichen wie erfolglosen Projekte wurden dabei vernachlässigt. Viele Soziologen und Ethnologen sind der Ansicht, Entwicklungshilfe sei den wesentlichen Strukturmerkmalen historischer und zeitgenössischer afrikanischer Gesellschaften nur gleichsam "aufgesetzt", so daß diese Gesellschaften ohne weiteres analysiert werden könnten, ohne die Auswirkungen der Entwicklungshilfe in Betracht zu ziehen. In den Fällen, wo - meist außerhalb der Hauptströmungen von Soziologie und Ethnologie - Aspekte der Entwicklungshilfe sozialwissenschaftlich untersucht wurden, ging es der Forschung vor allem um die Gründe des Scheiterns einzelner Hilfsmaßnahmen;

Demgegenüber geht der vorliegende Aufsatz von zwei grundlegenden Überlegungen aus. Zum einen vertreten wir die Ansicht, daß Entwicklungshilfe seit mindestens drei Jahrzehnten zu einem konstituierenden Bestandteil der gesellschaftlichen Verhältnisse in vielen Ländern Afrikas geworden ist; ihre Bedeutung für den gesellschaftlichen Prozeß kann kaum hoch genug eingeschätzt werden. Ohne Zweifel sind die Entwicklungsbedingungen der Länder Afrikas in starkem Maße von den Austauschbeziehungen des Weltmarktes und der Abschottungspolitik der Industrienationen abhängig. Diese Erkenntnis sollte es einer Soziologie der Entwicklungsländer jedoch nicht erlauben, von internen Entwicklungsfaktoren abzusehen oder so zu tun, als sei Entwicklungshilfe ein Epiphänomen. Gerade die Staatsklassen, deren Rolle neuere Untersuchungen wieder mehr in den Vordergrund stellen (vgl. etwa Bayart, 1989), verdanken ihr politisches Überleben oft - zumindest indirekt - der Entwicklungshilfe. Sie schuf nicht nur die Möglichkeit der Verselbständigung dieser sich rapide ausweitenden staatsbürokratischen Klassen, die ihre Herrschaft nicht zuletzt durch Projekte legitimieren, die aus Entwicklungshilfe finanziert wurden. Sie ist auch ein wesentlicher Faktor der Verankerung einer klientelistischen Logik in den sozialen Beziehungen innerhalb dieser Klassen, zwischen dem Staatsapparat und der Bevölkerung sowie zwischen Gebern und den Vertretern der Staatsklasse: auf allen sozialen Ebenen wird in Afrika heutzutage das wesentliche

---

([2]) Einen aktuellen Literaturüberblick geben Whiteman (1991) und Griffin (1991)

"Entwicklungsdefizit" im Mangel an (finanziellen) Mitteln gesehen. Als Patentlösung gelten daher Transferzahlungen (von den Geberländern und multilateralen Geberinstitutionen an die afrikanischen Regierungen, von den afrikanischen Zentralstaaten an die Bevölkerung). Dieser Ressourcentransfer wird dann - je nach politischem Standpunkt - mit der Aufrechnung von Altschulden (z.B. für koloniale Ausbeutung oder den Sklavenhandel, s. Resolution der OAU-Konferenz in Abuja, Juni 1991) oder als karitative Hilfeverpflichtung ideologisch legitimiert. Gleichzeitig tragen die durch Entwicklungshilfe finanzierten Projekte wesentlich zur Legitimität staatlicher Herrschaft bei - sowohl bei uns als auch in Übersee.

Dies leitet über zu unserer zweiten Überlegung: Soziologische und sozialanthropologische Analysen der Entwicklungshilfe und ihrer Folgen für die Sozialstrukturen afrikanischer (und anderer) Gesellschaften dürfen sich nicht auf die Evaluation einzelner Entwicklungsprojekte - meist im Auftrag der jeweiligen Geber - beschränken. Von diesen Studien verstauben genug in den Regalen der nationalen und internationalen Geberorganisationen, meist ohne irgendwelche erkennbare Folgen für die Entwicklungspraxis oder Bezug zu allgemeineren Fragestellungen von Ethnologie und Soziologie. Sozialwisssenschaftliche Analysen der Folgen der Entwicklungshilfe müssen vielmehr als Grundlagenforschung betrieben werden, die sich allgemeineren, vergleichenden soziologischen Fragestellungen öffnet. Es kann also auch nicht darum gehen, eine "Entwicklungsethnologie", von der bei Völkerkundlern in letzter Zeit häufiger die Rede ist, als eine Art anwendungsbezogene Hilfswissenschaft für eine erfolgreichere Entwicklungspolitik zu etablieren. Wenn der Begriff der "Entwicklungs-Ethnologie" überhaupt einen Sinn machen soll, dann kann es sich nur darum handeln, die "Entwicklungshilfe-Welt" aus einer ethnologischen Perspektive zu betrachten, das heißt aus einer Perspektive, die **alle** beteiligten Gruppen - Experten und Bürokraten, Bauern und Hirten, Arme und Reiche, Männer und Frauen, etc. - mit ihren jeweiligen Handlungsstrategien und kulturellen Weltdeutungen gleichermaßen ernst nimmt (s. Bierschenk 1991).

Die damit angedeutete Perspektive einer "Soziologie und Sozialanthropologie der Entwicklungshilfe-Welt" lag einem Forschungsprojekt zugrunde, das zwischen 1984 und 1990 von den Verfassern, zusammen mit einer Reihe von Kollegen, zunächst von der Universität Bielefeld, dann der Freien Universität Berlin, in mehreren Ländern Westafrikas durchgeführt wurde. Im Laufe dieses Projektes wurde allmählich deutlich, daß grundlegende Perspektiven unserer Arbeit auch von einer ganzen Reihe von Forschungsgruppen - vor allem im europäischen Ausland - geteilt werden, die die Grenzen von Ethnologie und Entwicklungssoziologie bewußt außer Acht lassen ([3]). Die Arbeit an dem Projekt war für uns selbst ein

([3]) Gemeint sind Arbeitsgruppen an den Universitäten Amsterdam, London und Wageningen, dem CRNS gemeinsam mit der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (Paris und Marseille) und dem ORSTOM in Frankreich. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt auch eine Arbeitsgruppe im Rahmen des EIDOS-Netzwerkes (Universität Amsterdam, FU-Berlin, Bielefeld, SOAS (London) und Wageningen). (Vgl. dazu Borial et al. 1985; Elwert & Bierschenk 1988; Long 1990; O. de Sardan 1985). - Das deutsche Forschungsprojekt wurde unter dem Thema "Sozio-strukturelle Folgen der Entwicklugshilfe im ländlichen Raum Westafrikas" von der Stiftung Volkswagenwerk gefördert. Es wurde von D. Kohnert und G. Elwert konzipiert und zusammen mit T. Bierschenk, T. Förster und T. Zitelmann geleitet. Mitarbeiter im Projekt waren eine Reihe afrikanischer und deutscher Kollegen. Die hier vertretenen Auffassungen geben - soweit nicht durch ausdrückliche Zitate auf andere Autoren verwiesen wird - nur die Meinung der Verfasser wider. Wir danken jedoch den anderen Projektmitarbeitern und Kollegen in den angeschlossenen ausländischen Forschungsprojekten für die anregenden Diskussionen, aus denen die hier präsentierten Ausführungen entstanden. Für eine Gesamtübersicht über die

Lernprozeß. Eine Reihe verbreiteter Kritikpunkte an der Entwicklungshilfe schienen sich auf den ersten Blick zu bestätigen, sie waren aber bei näherem Hinschauen nicht zu generalisieren. Bei den Igala in Nigeria etwa fanden sich die Entwicklungshilfeprojekte entlang der Verkehrsachsen konzentriert, das Hinterland war demgegenüber vernachlässigt. Bei den Tiv - einer akephal organisierten Ethnie im *middle belt* Nigerias - fand sich diese Konzentrationstendenz jedoch nicht (s. Mönikes, 1988). Daß Schlüsselpersonen bei der Nutzung der positiven Effekte der Entwicklungshilfe begünstigt wurden, fand sich belegt für Bénin, Niger und Sierra Leone (s. Bierschenk/Forster, 1987; Förster 1988; Metz 1986). Wer diese Schlüsselpersonen sind, läßt sich vom Projekttyp her weder generalisieren noch voraussagen. Es gerieten vielmehr sehr spezifische Strategien der Selbstbegünstigung in unser Blickfeld. Auch die mit Entwicklungshilfe oft assoziierte Auflösung umfassender Haushaltsformen ließ sich beobachten (s. Laabs 1987 und Peters 1987 bezüglich des Abschiebens körperlich Behinderter und des "Abseilens" junger aktiver Männer in Sierra Leone). Aber schon die Nigeria-Studie von Mönikes (1988) zeigte, daß dieser auch bei den Tiv zu beobachtende Trend sich bei den hierarchisch organisierten Igala umkehrte; hier wurden bestimmte umfassende Verwandtschaftsgruppen eher gestärkt. Bei dieser Ethnie zeigte sich zugleich auch eine Stärkung der ökonomischen Position der Frauen, die ihre traditionelle Trennung vom Budget des Mannes zu ihrem Vorteil ummünzen konnten. Trotz ähnlicher Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau beobachtete Agossou (1987) in einer Region Bénins eine ökonomische Zurücksetzung von Frauen, ein Ergebnis, das wir in anderen Formen auch im Süd-Niger (Kremer 1987) und im Süden Burkina Fasos (Obbelode 1988) vorfanden. Daß es gegen die allgemeinen Verarmungsphänomene auch gegenläufige Trends gibt - so Metz (1986) zu Formen weiblicher Widersetzlichkeit und Scherler (1987) zur Bereicherungsstrategie einer Frauenkategorie in Sierra Leone - muß zur Vorsicht gegenüber generalisierenden Erklärungsmustern führen.

So blieb von unseren anfänglichen Arbeitshypothesen nicht viel übrig. Die jeweiligen lokalen gesellschaftlichen Dynamiken oder Transformationsweisen gerieten in den Vordergrund (Zitelmann 1989). Jedoch gewannen zwei Arbeitshypothesen des ursprünglichen Projektantrages ein um so größeres Gewicht: die von der Politologie und Soziologie bisher übersehene Bedeutung des "grauen Staatshaushaltes" der Entwicklungshilfe sowie das fast regelhafte Ausklammern langfristiger Dynamik in der Projektplanung. Im folgenden gehen wir diesem Erkenntnisprozeß nach. Einer Analyse des Bürokratisierungseffekts, verursacht durch den "grauen Staatshaushalt" der Entwicklungshilfe und das Scheitern vor-verplanter Hilfe an der Komplexität gesellschaftlicher Dynamik, folgt die Beschreibung dieser sozialen Struktur, die sich um die "verwaltete Entwicklung" gelegt hat. Zum Abschluß riskieren wir es, einige Folgerungen für die Praxis zu formulieren.

2. Grauer Staatshaushalt und Bürokratisierung von Entwicklung

---

im Rahmen des Projektes durchgeführten Teilforschungen siehe Zitelmann 1989. Ergebnisse regionaler Studien wurden auf dem Kongress der Europäischen Gesellschaft für ländliche Soziologie in Braga 1986 unter dem Thema *aid and development* vorgestellt und in der Sondernummer 1988.2/3 von *Sociologia Ruralis* veröfentlicht. Eine Auswahl der wichtigsten Ergebnisse wird in Bierschenk & Elwert (i.V.) ercheinen.

In den *Least Developed Countries* (LLDC), bei denen es sich überwiegend um afrikanische Länder handelt, nimmt die Entwicklungshilfe heute gesamtwirtschaftlich entscheidende Ausmaße an. Allein die offizielle Hilfe (ODA) der Geberländer machte in den 1970er und 1980er Jahren im Durchschnitt jeweils etwa die Hälfte der Bruttoinvestitionen und des jährlichen Importvolumens dieser Empfängerländer aus, selbst ohne Anrechnung von technischer und Nahrungsmittelhilfe. Dadurch kam es zu einem erheblichen Zuwachs der Gelder in der Hand staatlicher Verwaltungen. Die dynamischste "strategische Gruppe" (Evers/Schiel 1988), die Beamten und Hochschulabsolventen, nutzten diese Chance zu einer beeindruckenden Ausweitung des Staatsapparates, einschließlich para-staatlicher Organisationen. Tendenziell führt das zu einem Muster, bei dem die internen Staatseinnahmen kaum noch ausreichen, laufende Kosten - insbesondere für die Gehälter der Staatsangestellten - zu bestreiten. Dadurch sind die betroffenen Regime ständig latent vom Umsturz bedroht, wie das Beispiel Bénins 1989/90 zeigt. Nicht nur jedwede staatliche Neuinvestition, sondern auch der Unterhalt früher getätigter Investitionen und in einigen Ländern selbst die Finanzierung der laufenden Personalkosten ist daher auf Fremdfinanzierung angewiesen. Mit anderen Worten: Die Transferzahlungen aus Entwicklungshilfe bilden in vielen Empfängerländern einen "grauen" Teil der Staatseinnahmen, der an Bedeutung den Einnahmen aus Steuern, Zöllen, Gewinnen, etc. nahe kommt oder ihn sogar übertrifft (s. Tabelle 1). Entwicklungshilfe ist somit ein zentraler Aspekt der gesamtwirtschaftlichen Reproduktionsstrukturen schwarzafrikanischer Länder.

Tabelle 1: Verhältnis von offiziellen Staats- und Entwicklungshilfeeinnahmen (ODA) in ausgewählten Ländern Afrikas, 1988 (in $ Mio)

Land:	*Einnahmen aus ODA*		*laufende Gesamteinnahmen der Zentralregierung*	*ODA im Verhältnis zu den Einnahmen der Zentralregierung*
	absolut	*in % BSP*	*in % BSP*	
A. Länder der Fallstudien des eigenen Forschungsprojektes				
Burkina Faso	298	16,0	17,1	90 %
Bénin	162	9,0	12,0 (a)	75 %
Guinea-Bissau	100	13,8	8,2 (a)	168 %
Nigeria	120	0,4	18,5	2 %
Sierra Leone	102	7,3	7,3	100 %
B. Extremfälle				
Moçambique	886	70,6	22,1 (a)	320 %
Somalia	433	42,9	8,2 (a)	523 %
Tanzania	978	31,2	15,2 (a)	205 %

(a) vorläufige Schätzwerte (incl. ausgewiesene Budgethilfen der Geber)

Quelle: berechnet nach Weltbank,"Weltentwicklungsbericht 1991"; OECD/DAC, 1990; EIU, Country Reports, 1990/91; IMF, "Government Finance Statistical Yearbook", 1990

In einem polit-ökonomischen Sinne sind die Auswirkungen und Funktionen der Entwicklungshilfe in den Empfängerländern denen von Renten - etwa aus der Erdölproduktion - vergleichbar (vgl. Bierschenk 1984). Der entscheidende Unterschied zur Ölrente - die immerhin noch an landeseigene Ressourcen gebunden ist - liegt in der Vielfalt der möglichen externen Quellen für Entwicklungshilfe. Der zweite, der "graue" Staatshaushalt, wird im wesentlichen von den Gebern kontrolliert und ist auf nationaler Ebene in aller Regel nur sehr schwach koordiniert. Das führt nicht nur zu spezifischen Ungleichgewichten in der Verteilung von Projekten, auf deren Auswirkungen wir im folgenden noch eingehen werden. Vor allem führt das massive, unkontrollierte Einströmen von Hilfe zu zwei zunächst paradox erscheinenden Tendenzen.

Auf der Ebene der nationalen Entwicklungsplanung kommt es zu einer systematischen Sabotage aller entwicklungsplanerischen Koordinationsbemühungen. Es ist für eine nationale Behörde in aller Regel vorteilhafter, direkte Beziehungen zu ausländischen Gebern aufzubauen, als solche mit der jeweiligen zentralen Planungsbehörde zu unterhalten. Innerhalb der Struktur einer Behörde setzt sich diese Tendenz zur Verselbständigung einzelner Einheiten fort, etwa wenn es einer regionalen Landwirtschaftsbehörde (oder Teilen davon) gelingt, bei sich ein Projekt anzusiedeln und so über weitaus bedeutendere Ressourcen zu verfügen als das Ministerium in der Hauptstadt. Dieses weckt wiederum die Begehrlichkeit der weisungsberechtigten Zentrale, die auf mehr oder weniger illegalen Wegen versucht, Ressourcen abzuzweigen. Das Planungsministerium - sofern es existiert - steht dieser Umgehung gesetzlich verankerter Planungsstrukturen meist machtlos gegenüber, zumal, wenn es nicht regelnd in die Verteilung der "Beute" der Entwicklungshilfe (s. Beck, 1991) eingreifen kann. In Extremfällen, in denen ausländische Geber den Aufbau von regionalen Planungsstrukturen mitfinanzieren, wie in Guinea-Bissau, steht und fällt selbst das Überleben dieser materiellen und personellen Strukturen mit dem Fluß der Entwicklungshilfegelder. Diese Unstetigkeit wirkt sich auf die Moral und Personalstruktur der in jahrzehntelanger mühsamer Arbeit herausgebildeten Schicht von Entwicklungsbeamten negativ aus, wie etwa Friedrich (1991) am Beispiel der Regionalentwicklung Guinea-Bissaus beschreibt.

Eine zweite Folge der Entwicklungshilfe ist die Verstaatlichung und Bürokratisierung von Entwicklung. Sie steht zu der systematischen Destrukturierung der Entwicklungsplanung auf nationaler Ebene nur in einem scheinbaren Widerspruch. Sie zeigt sich zunächst einmal in einem gewaltigen Anschwellen der Beschäftigtenzahlen im staatlichen und halbstaatlichen Sektor der meisten afrikanischen Staaten seit den sechziger Jahren. In Bénin beispielsweise verdoppelte sich die Zahl der Beschäftigten im Öffentlichen Dienst - trotz wiederholten Einspruchs der Geber - innerhalb der letzten zehn Jahre von 20.000 (1980) auf knapp

50.000 (1990). Dieses wurde nicht zuletzt dadurch ermöglicht, daß die LLDCs Investitionsleistungen des Staates nur zum geringsten Teil aus internen Quellen finanzieren mußten, und aus dem Topf der Entwicklungshilfe zunehmend - mehr oder weniger kaschiert - selbst die laufenden Kosten (Gehälter, etc.) mit finanziert wurden. Darüber hinaus hinterläßt auch jedes Entwicklungshilfeprojekt, ob es gelingt oder ob es scheitert, institutionelle und personelle Strukturen, die an sich schon ein bedeutsamer Faktor der Bürokratisierung sind. Auf der Ebene des politischen Diskurses schließlich führt das dazu, daß "Entwicklung" regelmäßig als "Leistungen des (Zentral-)Staates" definiert wird. Für afrikanische Bauern symbolisieren Gebäude aus Beton oder aus Zementziegeln und der Fuhrpark der Staatsdiener weitaus öfter staatlich induzierte "Entwicklung" als ökonomische Strukturveränderungen (s. Elwert/Elwert-Kretschmer 1991).

Entwicklungshilfe bedeutet vor allem die Infusion von Geld in laufende gesellschaftliche Prozesse. In diesem Zusammenhang ist die Venalität (Käuflichkeit) wahrscheinlich der auffälligste unerwünschte Prozeß. Venalität bedeutet, daß soziale Güter und Dienstleistungen zu Waren werden. Zunehmender Geldumlauf führt in diesem Fall nicht zu erhöhten Investitionen in den produktiven Bereich, sondern zu einer Transformation von sozialen Beziehungen wie Ehe, Liebe, Recht und Religion in Dienste, die käuflich erworben werden können. Sie werden so zu Korruption, Prostitution, Inflation der Ritualkosten und Käuflichkeit von Gottes Gnade durch Pilgerfahrten und Zaubermittel. Entsprechend den vorhandenen Machtstrukturen fließt das Geld dorthin, wo sich die Macht befindet (Bierschenk 1987; Crehan/von Oppen 1988; Elwert 1989). Da Entwicklungshilfe nicht die einzige - in der Regel nicht einmal die wichtigste - Quelle ist, aus der Geld in die Gesellschaft fließt, lassen sich einzelne Entwicklungsprojekte auch nicht ursächlich für anwachsende Venalität verantwortlich machen. Wo durch die Einrichtung von Entwicklungsbürokratien aber die soziale Kontrolle der Mächtigen eher abnimmt und zugleich der Geldumlauf steigt, läßt sich Entwicklungshilfe als ein Einflußfaktor nicht ausschließen. Dies zeigt etwa die Entwicklung des Bodenrechts in einer der Süd-Provinzen Bénins. Zwischen das formelle, an Kataster gebundene Bodeneigentum und das informelle faktische Grundeigentum der Bauern schiebt sich ein "vermachtetes" Recht der staatlichen Bezirks-oder Landwirtschaftsverwaltungen. Wer Rechte auf Grundbesitz geltend macht und gut "schmiert", kann - auch wenn diese Rechte von den "traditionellen Instanzen" bestritten werden - ein gestempeltes Eigentumszertifikat außerhalb des Katastersystems erhalten, dessen Gültigkeit (gegen fortlaufende Bestechung) von der Gendarmerie durchgesetzt wird. Händler und höhere Beamte konnten sich so im Laufe der letzten Jahrzehnte einen Großteil des verkehrsgünstig gelegenen Bodens sichern (s. Elwert et al. 1989). Käuflichkeit ist freilich nicht nur Korruption. Auch andere soziale Beziehungen werden zunehmend über Geld organisiert.

Der problematische Charakter dieser Transformationen macht sich nicht sofort bemerkbar. Der neue Warencharakter sozialer Bindungen befreit die Menschen von alten Verpflichtungen und wird als Befreiung empfunden. Der Zugang zu Ressourcen scheint erleichtert. Mit der Zeit merkt man jedoch, daß diese Institutionen, die jetzt der "Börsendynamik" unterliegen, noch eine andere, eine vertrauenssichernde

Funktion haben. Vertrauen aber ist nicht eine vage emotionale Größe, Vertrauen ist die Grundlage der Interaktionen auch in den Märkten.

Die Verbreitung der Venalität erzeugt dagegen langfristig Unsicherheit. Letztere drängt nach rascher Erklärung des Undurchschaubaren. Wenn sich eine Erklärung findet, sammelt sie wie ein Brennglas die verschiedenen Ängste und faßt sie in einem Focus zusammen, zum Beispiel in Hexenanklagen (s. Kohnert 1983) oder in der etwa in West-Bénin verbreiteten Furcht vor Krankheiten durch Schadenszauber. Kopfschmerzen, Unwohlsein, Konzentrationsstörungen, Unglück und anderes Unspezifische wird dabei auf einen gekauften Schadenszauber von imaginären Feinden zurückgeführt, mit dem zum Beispiel anonyme Mißgünstige den Kopf des Patienten unsichtbar gespalten haben. Das Übel, das Geld und die Unverantwortlichkeit der Individuen, die schon in Liebe und Recht so viel Unsicherheit schaffen, werden so für die Betroffenen überzeugend auch in anderen sozialen Bereichen verknüpft. Unsicherheit ist auch ein starker Antrieb zur Schaffung oder Wiedererschaffung (imaginärer) Gemeinschaften. Gerade die achtziger Jahre sind in Afrika nicht nur charakterisiert durch ein Anwachsen der Käuflichkeit, sondern auch durch die wachsende Bedeutung verschiedener Typen von Wir-Gruppen, etwa islamische und christliche Sekten, Wiederbelebung traditioneller Religionen, ethno-nationalistische Bewegungen. So war beispielsweise die Unzufriedenheit mit der zunehmenden Korruption der Staatsbeamten ein wesentlicher Grund für viele Béniner Fulbe, sich Ende der achtziger Jahre zu einer ethnischen *pressure group* zusammenzuschließen (s. Bierschenk 1989).

Diese Gemeinschaften sollen Vertrauensverhältnisse (wieder-)herstellen; sie sollen die monetäre von der sozialen Sphäre trennen. Auffällig ist, daß viele dieser Gruppen rigide Moralvorstellungen über den Gebrauch von Geld haben. Das Geld soll nur in einem wirtschaftlichen Raum zirkulieren (Elwert 1989). Die Kritik des Geldes am falschen Ort finden wir schon - wenn auch sehr eingeschränkt - bei den oben zitierten "Anti-Hexenbewegungen". Weiter greift sie bei den in den Untergrund gedrängten Zeugen Jehovas und den - mit Rücksicht auf ausländische Geldgeber - ebenfalls verdeckt arbeitenden radikal-islamischen Gruppen, die uns in Bénin, Niger und Nigeria punktuell auffielen. Auch die ungebrochene Attraktivität eines zur Akan-Religion umgeformten Marxismus bei politischen Jugendsekten (wie bei Teilen der PCD in Bénin) hat hier eine Quelle.

Es sollte uns nicht überraschen, daß religiöse Gruppen und lokale Selbsthilfegruppen dieser Art häufig zu Partnern von Entwicklungshilfeorganisationen werden. Da sie interne moralökonomische Strukturen ausbilden, sind sie für die Entwicklungshilfeagenturen attraktivere und verläßlichere Partner, als die meisten offiziellen Körperschaften.

Auch europäische nicht-staatliche Organisationen (NGOs) behaupten, flexibler und weniger zur Kooperation mit den Eliten gezwungen zu sein als staatliche Projekte. Nichtsdestotrotz kommen auch NGOs nicht darum herum, mit den lokalen Eliten zusammenarbeiten, wenn sie etwa ein *community development*-Projekt

erfolgreich durchführen wollen, da die Entscheidungsstrukturen innerhalb der Gemeinde nach Macht, Rang und wirtschaftlichem Gewicht geschichtet sind.

Entwicklungshilfe durch Selbsthilfegruppen und NGOs ist also nur in begrenztem Maße in der Lage, aus den Strukturen auszubrechen, die, wie wir gezeigt haben, die gesamte Entwicklungshilfepolitik bestimmen. Selbsthilfegruppen leben nicht in Isolation. Sie interagieren mit einer sozialen Umgebung, für die eine Ausbreitung der Venalität charakteristisch ist (Amselle 1988, Neubert 1989). Je "entwickelter" sie werden, desto stärker wird ihre Integration in die "Außenwelt" und somit umso höher die Wahrscheinlichkeit, daß sie "normal" werden, daß Korruption und Prestigekonsum auch zu ihren Merkmalen werden. Ein typisches Beispiel ist die Kimbangisten-Bewegung in Zaire, die sich aus einer nationalen christlich-protestantischen Befreiungsbewegung in der Kolonialzeit zu einer etablierten ideologischen Stütze des Mobutu-Regiemes wandelte und nun selbst ihre Mitglieder nach Kräften ausbeutet (Asch 1983). Dies weist auf die Schwierigkeiten hin, die auftreten, wenn man versucht, Selbsthilfegruppen in die andere "Normalität" der gemeinschaftlichen Selbstverwaltung von Rechtsstaat und demokratischer Öffentlichkeit zu transformieren.

3. Konsequenzen der statischen Sicht von Entwicklungshilfe

3.1 Der Traditionalismus der Entwicklungshilfe und die Dynamik afrikanischer Gesellschaften

Gegenüber der von Entwicklungsplanern gern vertretenen These vom Traditionalismus afrikanischer Gesellschaften könnte die prononcierte Gegenthese vertreten werden, daß die Welt der Entwicklungshilfe sehr viel traditionalistischer und dem Wandel gegenüber verschlossener ist als alle Gesellschaften, die diese Entwicklungshilfe zu dynamisieren versucht. Nur wenige Entwicklungsexperten machen sich klar, daß Entwicklungshilfeprojekte in einer geschichtlichen Reihe massiver Außeninterventionen seit der Kolonialzeit stehen, die zu zeitlichen und räumlichen Überlappungen führen, die sich in ihrer Wirkung neutralisieren oder verstärken.
Der Mangel an historischer Lernfähigkeit, der die Welt der geplanten Entwicklung kennzeichnet, ist häufig konstatiert worden; zum Beispiel von Richards (1985) für Sierra Leone, Kohnert (1988) für Guinea-Bissau und Norris (i.V.) für Togo. Diese Autoren haben gezeigt, wie das Versagen einer bestimmten Interventionstechnologie oft zu einem anderen Projekt mit einer anderen Technologie führt. Nach einiger Zeit scheitert aber auch dieser neue Versuch, woraufhin dann der ursprüngliche Ansatz wieder aufgenommen wird; daß auch er einst gescheitert war, wurde in der Zwischenzeit vergessen - zwar nicht von den Bauern, aber von den Entwicklungshilfeinstitutionen und ihren Experten. So könnten etwa heutige Pflugbauprojekte einiges aus dem Scheitern ähnlicher Projekte in Togo schon während der deutschen Kolonialzeit und den damals angefertigten Evaluierungsberichten lernen (Norris i.V.). Generell führen Fehlschläge bei Entwicklungshilfeprojekten eher zu Veränderungen der Inputs und des Präsentationsstils als des Projektansatzes. Ein *community development*-Projekt der Vergangenheit sieht bei genauerem Hinsehen

fast genauso aus wie ein Grundbedürfnis- oder Partizipationsprojekt von heute. Was sich unterscheidet, ist die Rhetorik.

Diese Unbeweglichkeit hat in erster Linie damit zu tun, daß die Entwicklungshilfe-Welt ihre eigenen Bedeutungsstrukturen und ihre eigenen Kommunikationskanäle hat. Sie pflegt ihren eigenen internen Diskurs, dessen zentrale Kategorien beherrscht werden müssen, wenn man mit dem System kommunizieren will. Die Realität, die den Handlungsrahmen für das Management und die Konzeption der Entwicklungsprojekte bildet, ist im wesentlichen eine abgeleitete Realität, die in diesem Kommunikationsystem erst produziert wird. Dies geschieht in den Entwicklungsländern um so eher und bleibt auch eher unerkannt, weil es im Gegensatz zu westlichen Ländern hier keine Öffentlichkeit gibt: keine alternativen Informations- und Diskussionsmedien, die zu variierenden Wahrnehmungen der Realität führen könnten und damit zu Verhandlungsprozessen über eine Realität, die auch andere Perspektiven als nur die des Planungspersonals einbeziehen. Dieser Befund von Unbeweglichkeit in der Entwicklungshilfe ist nicht allein den Experten anzulasten. Man stellt bei Experten im Gegenteil oft eine erstaunliche Flexibilität fest, die sich unter anderem in der Anpassung an unterschiedliche, körperlich und geistig belastende ungewohnte Lebensbedingungen zeigt. Ebensowenig sind aber die Bauern für die Unbeweglichkeit verantwortlich zu machen; die unternehmerische Dynamik der Migranten und die rasche Verbreitung ökonomisch rentabler Neuerungen (von der Schnapsdistille über das Fahrrad bis hin zu verbessertem Saatgut) legen beredetes Zeugnis dafür ab. Planungsprozesse weisen aber *per se* ein Moment der Unbeweglichkeit auf, das mit den selbst-organisierten Reproduktionformen bäuerlicher Gesellschaften kontrastiert.

3.2 Die Geschichtlichkeit und Komplexität afrikanischer Gesellschaften

Die Kritik der statischen Sichtweise von Entwicklungshilfe betrifft nicht nur deren Durchführung, sondern auch die Rezeption der Gesellschaftsstruktur und -dynamik der Einsatzländer durch die Entwicklungshelfer und -experten. Letztere unterstützen eher die bestehenden Gesellschaftsstrukturen in ihrer Unbeweglichkeit, wozu sie ihre *terms of referen*ce oft implizit anhalten. Das Scheitern von Entwicklungsprojekten wird gern mit den "trägen" Strukturen dieser vermeintlich traditionellen Gesellschaften erklärt. "Entwicklung" oder "Modernisierung" wird demgegenüber vorgestellt als die "Dynamisierung" dieser trägen Strukturen durch äußere Interventionen. In Wirklichkeit ist diese Vorstellung von der statischen tradionellen afrikanischen Gesellschaft ein Mythos: afrikanische Gesellschaften haben sich schon vor und während der Kolonialzeit ebenso wie danach permanent verändert (Elwert 1983b).

Die Metapher von der in sich ruhenden Gesellschaft, die nur durch kräftige Anstöße von außen in Bewegung gebracht werden kann, wurde beispielsweise gerne verwendet, um die Plantagenökonomie der Elfenbeinküste als Entwicklungsmodell vorzustellen. Französische Experten wie Weltbankexperten empfahlen sie als Vorbild, da die dort gerade jetzt befolgten Entwicklungsstrategien einen bemerkenswerten

Einkommensanstieg der ländlichen Bevölkerung bewirkt hätten. Eine Gruppe französischer Sozialanthropologen ist den ethnologischen und historischen Berichten über die Bauern dieser Region nachgegangen. Sie stellten fest, daß die Entwicklung hin zu einem auf dem Weltmarkt konkurrenzfähigen Plantagensystem schon lange vor der Kolonialzeit begonnen hatte und von den französischen Kolonialherren erst bekämpft wurde. Nachdem sich jedoch die Widerborstigkeit der afrikanischen Bauern in einer Mischung von Obstruktion und Subversion gegen die Kolonialherren durchgesetzt hatte, wurde die "Plantagenwirtschaft" offizielles Entwicklungsziel und Gegenstand staatlicher und von Entwicklungsagenturen vorgetragener Pläne. Der Erfolg der Plantagenökonomie in der Elfenbeinküste ist somit keineswegs vorrangig äußeren Anstößen zu verdanken, sondern ein Beispiel von *autotransformation* (Chauveau 1985). Ähnliche Beispiele wurden auch aus anderen westafrikanischen Staaten, etwa aus Nigeria, berichtet (s. Hogendorn 1966 und Kindler 1986).

Wie alle Gesellschaften, so haben also auch die afrikanischen Gesellschaften ihre eigene historische Dynamik. Anders gesagt, haben sie je eigene Transformationsweisen, d.h. systematische Formen, intern Innovationen zu generieren und Innovationsangebote von außen zu verarbeiten. Nach außen erscheinen diese Transformationsweisen als ein vorsichtiges bis skeptisches Herantasten an neue Technologien und neue Formen der gesellschaftlichen Organisation. Nach innen offenbaren sie sich als zum Teil recht selbstbewußte und kreative Formen des Umgangs mit von außen herangetragenen Neuerungen, die den lokalen Bedingungen flexibel und reaktionsschnell angepaßt werden. Dort, wo flüchtige Beobachter nur verstockten Traditionalismus sehen, können bei näherem Hinsehen für die Zielgruppe durchaus signifikante Transformationen erkannt werden. Und dort, wo der bornierte "Experte" die Veränderung nur auf seinen äußeren Anstoß zurückgeführt, wird so manches Mal tatsächlich nur die Fortführung eines schon vorkolonialen Transformationsmusters gefunden.

Die entwicklungspolitische Praxis und Wissenschaft haben bislang kaum nach einer Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung gefragt, die angeben könnte, welche gesellschaftlichen Formen denn nun die Akzeptanz von Neuerungen und die selbstorganisierte Lenkung einer wirtschaftlichen Entwicklung durch die Gesellschaft selbst ermöglichen. Diesbezüglich gewinnt unsere zweite These an Bedeutung: Auch afrikanische Gesellschaften sind - wie alle Gesellschaften - hochkomplexe Systeme. Komplexe Systeme sind auf eine Steuerung durch Selbstorganisation angewiesen. Mit dem Fachausdruck Selbstorganisation (Autopoiesis) verweisen wir darauf, daß jede Gesellschaft zur Organisation ihrer Reproduktion (also ihres Überlebens als eine Einheit) auf ähnlich eingespielte Strukturen angewiesen ist wie andere lebende Systeme oder Systeme von Lebewesen auch: Sie braucht erstens einen kontinuierlichen Austausch mit ihrer Umwelt. Diese Umwelt sind sowohl andere Gesellschaften als auch die natürliche Umwelt. Sie braucht zweitens einen Bezug auf sich selbst und ein Bewußtsein ihrer Grenzen. Und sie braucht nicht zuletzt Mechanismen der Anpassung und Reparatur, die ihre fortwährende Veränderung angesichts sich ändernder Umweltbedingungen sicherstellen.

Jede Gesellschaft, auch die scheinbar einfachste Wildbeuterkultur, ist dadurch ein ausgesprochen komplexes Ganzes. Die Vielfalt ihrer Rückkoppelungs- und Selbstbezugsmechanismen macht es praktisch unmöglich, Entwicklungen aufgrund von schablonenhafter Anwendung mechanischer Entwicklungsmodelle vorherzusagen. So hat Mönikes (1988) gezeigt, daß die hierarchisch aufgebaute Igala-Gesellschaft in Nigeria eher bereit ist, Entwicklungshilfepakete im Ganzen zu übernehmen, während ihre akephalen Nachbarn, die Tiv, Spezialisten darin sind, aus integrierten Entwicklungshilfeprojekten nur bestimmte Teilaspekte zu übernehmen und andere Aspekte den lokalen Verhältnissen anzupassen. Auf diesen Prozeß des "Aufschnürens" von Entwicklungshilfepaketen werden wir noch zurückkommen.

Ein anderes anschauliches Beispiel sind die zahlreichen Bewässerungsprojekte in Westafrika, in denen der Gemüse- oder Reisanbau von Frauen gefördert werden soll. Diese Projekte waren zeitweise sehr erfolgreich: die Erträge stiegen und die Möglichkeiten zur Vermarktung von Überschüssen nahmen erheblich zu. Genau das war von den Entwicklungsexperten auch geplant worden. Dann kam es jedoch zu ganz unerwarteten Entwicklungen: Der neue Reichtum der Bauersfrauen weckte die Begehrlichkeit anderer Gruppen, etwa die ihrer Ehemänner oder die der jungen Männer. Dies wiederum führte zu revolutionären Veränderungen in der Rechtsstruktur, die sehr häufig durch religiöse Veränderungen, etwa den Übergang zum Islam, kaschiert wurden. Als Ergebnis dieser Veränderungen entwickelt sich dann eine neue Eigentumsstruktur, in der nunmehr die Männer Eigentümer des bewässerten Bodens sind und nun selbst die lukrative Reisproduktion und -vermarktung übernehmen. Solche gesellschaftlichen Veränderungen, die oft erst in der langfristigen Perspektive erkennbar sind, weil sie mit über einem Jahrzehnt Verspätung auftreten, sind ein weiteres typisches Beispiel für die kaum vorhersehbaren Folgen entwicklungspolitischer Interventionen (Obbelode 1988).

Die klassische Antwort der Entwicklungspolitik auf solche Umleitung der Projektziele ist die, man könne halt nicht alles vorhersehen. Oft wird auch die Ursache von Fehlschlägen in falschen technologischen Empfehlungen gesucht. Eine adäquatere Antwort läge aber unseres Erachtens darin, die Fähigkeit sozialer Systeme zur Selbst-Reparatur, zur selbstgesteuerten Erprobung und Auswahl von Technologien oder allgemein die Fähigkeit zur Selbstorganisation zu stärken.

Ein weiteres Beispiel zeigt die Problematik von massiven Außeneingriffen vielleicht noch deutlicher: Bei Hungersnöten ist es eine erprobte und anerkannte Praxis der Hilfsorganisationen, die Menschen in Lagern zusammenzufassen und ihnen Nahrung über Rationskarten zuzuteilen. Gute logistische Gründe sprechen für dieses Verfahren. Daher gelten Hungerhilfeprojekte gemeinhin als ein Projekttyp, wo man nur Logistiker, gewiß aber keine Sozialwissenschaftler oder gar der lokalen Kultur kundige Ethnologen braucht. So schwierig es ist, die Nahrungsmittel bis zu diesen Lagern zu bringen, so einfach erscheint dann die Verteilung. Dazu erscheinen keine aufwendigen gesellschaftlichen Organisationsstrukturen und Differenzierungen vonnöten. Selbst die Sozialisation der Kinder kann auf die Fähigkeit zur Nahrungsaufnahme und zum Betteln reduziert werden. Oft passiert dann folgendes: Wenn der Regen wiederkommt, können die

Menschen nicht sofort wieder zurück. Es fehlen ihnen Produktionsmittel und Sicherheit. Sicherheit fehlt vor allem deswegen, weil die meisten Hungerkrisen in Afrika mit Krieg zusammenhängen. Dadurch bleiben die Menschen jahrelang in Lagern. Dies führt dann zur Entstehung von Gesellschaften "am Tropf", die eigentlich nicht mehr als Gesellschaften im Sinne von selbstorganisierten Systemen anzusprechen sind. Es gibt keine gesellschaftlichen Institutionen mehr, die eine Anpassung an neue Umweltbedingungen durch interne Differenzierung und Schaffung neuer Regeln des Umgangs gewährleisten könnten (vgl. zum Niger Spittler 1989 und zu Äthiopien und Somalia Zitelmann 1988).

Das Problem der Gesellschaften am Tropf läßt sich abstrakter so formulieren: Im schlimmsten Falle erreichen Außeninterventionen in komplexen dynamischen Systemen, daß die Selbstorganisationsfähigkeit einer Gesellschaft zusammenbricht; in einem günstigeren Fall bleiben sie einfach folgenlos. Auf jeden Fall führt eine Betrachtung afrikanischer Gesellschaften als selbstorganisierte Systeme zu der Aussage, daß das Ergebnis von äußeren Interventionen nicht generell vorhergesagt werden kann. Der Einsatz eines bestimmten Interventionsinstrumentariums bestimmt nicht automatisch das sozio-strukturelle Ergebnis. Letzteres ist vielmehr abhängig von den jeweils vorgefundenen Produktions- und Transformationsweisen. Eine Typologie dieser Transformationsweisen müßte dabei komplexer sein als die Unterscheidung von reiner Ablehnung von äußeren Anstößen und ihrer positiven Verarbeitung.

Es gibt zumindest einen weiteren Typ von Transformationsprozessen, der gekennzeichnet ist durch einen Wechsel zwischen unterschiedlichen Strukturen von Produktion und sozialer Reproduktion. Diese Strukturen, sind in sich stabil, sie werden aber unter Belastung zugunsten einer anderen Organisationsform (vorübergehend) aufgegeben. In der Geschichte vieler ländlicher Gruppen in Afrika finden wir periodisch immer wieder eine Öffnung zum Markt, gefolgt von Perioden der Rückkehr zur Subsistenzproduktion und anschließend erneuter Marktöffnung (Crehan/v. Oppen 1988).

3.3 Administrative *versus* endogene Innovationen

Entwicklungshilfeprojekte beruhen fast immer auf einem Ansatz, der sich mit dem Begriff der "administrativen Innovation" umschreiben läßt: Experten definieren ein Problem, suchen eine Lösung dazu und implementieren diese dann. Die Lösung kann sowohl aus technischen als auch aus gesellschaftlichen Innovationen bestehen. Eine gesellschaftliche Innovation wäre z. B. die Einführung von Genossenschaften - ein Vorhaben, an das sich seit den 1960er Jahren große, fast immer unerfüllte Hoffnungen knüpften.

Dieser Typus administrativer Innovation findet sich durchaus auch in der europäischen Geschichte. Er kennzeichnete etwa den russischen Zarismus und den Stalinismus, aus unser eigenen Geschichte kennen wir aber auch positive Beispiele, wie die Hardenbergschen Reformen. Vorherrschend war in der europäischen Geschichte allerdings ein anderer Innovationstyp, den wir "endogene, eigenständige Innovation" nennen

könnten. Damit ist gemeint, daß zunächst eine große Bandbreite verschiedener, simultan entwickelter Lösungsmöglichkeiten entsteht. Auf diese Variation folgt dann eine systematische Selektion. Die Selektion ist also nicht direkt mit der Variation verbunden, etwa in der Form, daß dann, wenn etwas unwirksam erscheint, es sofort aus der Menge der möglichen Lösungen ausgeschlossen wäre. Die Gleichzeitigkeit verschiedener Lösungsvorschläge ermöglicht dann, wenn es Kommunikationsprozesse darüber gibt, den Austausch von Erfahrungen und vor allem die Modifikation einzelner Lösungsversuche. Diese Kommunikationsprozesse führen langfristig zu einer Selektion. Das läßt sich etwa am Beispiel der Dampfmaschine illustrieren. Diese wurde keineswegs von James Watt allein erfunden. Es gab im 18. Jahrhundert gleichzeitig über ein Dutzend Modelle, die miteinander konkurrierten, und von denen sich schließlich das von James Watt, der dabei durchaus auch Anregungen seiner Konkurrenten aufnahm, durchsetzte (Lilley 1973). In der Naturwissenschaft wird ein solches Zusammenwirken von Variation und Selektion Evolution genannt.

Es ist schwer zu verstehen, warum der Typ der administrativen Innovation im Denken der "Experten" und der afrikanischen Entscheidungsträger eine so dominante Rolle spielt. Sicherlich ist die interne Struktur der autoritären afrikanischen "Bauernstaaten" (Spittler 1982) ein Erklärungsfaktor. Daß dafür nicht die Frage der politischen Orientierung des jeweiligen Regimes ausschlaggebend ist, zeigt sich daran, daß Staaten ganz unterschiedlicher Struktur und politischer Systeme die gleiche Abhängigkeit von staatlich verordneten Innovationen aufweisen. Das Beispiel des von der Weltbank mit missionarischem Eifer propagierten *training-and-visit*-Systems, ein Musterbeispiel administrativ verordneter Innovation, verweist auf andere Determinanten (s. Kohnert 1990). Die Erklärung muß daher zumindest zum Teil auch in der Struktur der Entwicklungswelt gesucht werden. Die Unsicherheit der Experten bezüglich einer ihnen fremden sozialen Umwelt und bezüglich des Nutzens ihrer Aktivitäten verlangt nach deren Ritualisierung und nach Abschottung gegen potentiell konkurrierende (endogene) Wissenssysteme, - etwa dem *know how* von Bauern im Reisanbau (s. Kohnert, 1988, zu Guinea-Bissau und Richards, 1985, zu Sierra Leone). So schafft man sich eine Scheinwelt, in der der Erfolg des Experten nicht mehr vorrangig an der tatsächlichen Bewältigung des Problems der Zielgruppe, sondern an Derivaten, wie dem tatkräftigen Zupacken, der Eleganz und Gewandtheit im Umgang mit den Ritualen des Entwicklungsmanagments, der Frustrationstoleranz, etc. gemessen wird.

3.4 Umweltbewältigung und Selbststeuerung

Das gleiche Problem kann an der Bewältigung der Regen- und Dürreprobleme aufgezeigt werden. In großen Teilen Afrikas ist das Problem nicht so sehr der zu geringe, sondern der unregelmäßige Regenfall. Nehmen wir einmal den breiten Gürtel der Gebiete mit Niederschlägen um 500 mm pro Jahr. Diese Niederschlagsmenge reicht an den Hängen der Oberrheinischen Tiefebene durchaus für eine florierende Landwirtschaft und Weinproduktion aus. Das Problem ist, daß im Sahel manchmal die Hälfte des

Jahresniederschlags an einem Tag fällt. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß in der Ortschaft neben jener, welche diesen Wolkenbruch zu erleiden hatte, überhaupt kein Regen niedergekommen ist. Wir müssen uns eine Niederschlagskarte einer Vegetationsperiode etwa wie ein kräftig geflecktes Leopardenfell vorstellen. Die durchschnittlichen Niederschläge ergeben sich als Mittelwert, sagen aber wenig aus über die Niederschläge an einzelnen Orten. Es kann auch sein, daß der Regen erst nach Ende der Vegetationsperiode fällt. Das einzig regelmäßige an den Niederschlägen ist in fast allen Teilen des tropischen Afrikas seine Unregelmäßigkeit. In Antwort darauf haben die Menschen spezifische Strategien entwickelt. Bei den Viehzüchtern ist dies die Mobilität, die wir Nomadismus nennen. Aus innenpolitischen Gründen der Kontrolle und der kostengünstigeren Versorgung mit den "Erungenschaften moderner Entwicklung" haben aber die meisten afrikanischen Regierungen ein manifestes Interesse, die Nomaden seßhaft zu machen. Damit verlieren aber die Nomaden die Chance, dann, wenn an dem Ort, an dem sie seßhaft gemacht wurden, kein Regen fällt, in ihre alten Wanderungsgebiete zu ziehen, um dort nach grünen Weiden zu suchen. Mobilität ist aber keinesfalls nur eine Sicherheitsstrategie der Nomaden, sondern findet sich genau so bei afrikanischen "seßhaften" Kleinbauern. Es ist wichtig, wenn man in Not ist, durch Verwandtschaftsbeziehungen, durch Klientelbeziehungen oder durch Wanderarbeit die Möglichkeit zu haben, in anderen Gegenden vom dort besser verteilten Niederschlag direkt oder indirekt profitieren zu können. Wenn Entwicklungsprojekte nun, wie Gudrun Lachenmann (1988) schildert, die Menschen durch die dabei verwendeten Arbeitssysteme dazu zwingen, das ganze Jahr an Ort und Stelle zu bleiben, verfallen die sozialen Beziehungen, die die Voraussetzungen einer solchen Mobilität wären.

Ein anderes Beispiel macht deutlich, wie die Bauern seit langer Zeit strategisch versuchen, Sicherheit zu optimieren und ihre Produktionssysteme so aufrecht zu erhalten, daß sie mit möglichst vielen Unwägbarkeiten der Natur und des menschlichen Lebens fertig werden können. Aus guten Gründen beschränken sich Saatzuchtprojekte auf wenige, oft sogar nur auf eine einzige Sorte. So kann man Anweisungen an die Bauern bezüglich der besten Aussaat und Erntezeitpunkte verbreiten, so kann man sich mit Dünger und Schädlingsbekämpfungsmitteln genau auf den angestrebten Produktionstyp einstellen. Zum Ärger der Experten finden sich aber viele Gegenden, in welchen die Bauern eine Sortenvielfalt pflegen und auch von ihrer Sortenvielfalt nicht ablassen wollen. Paul Richards (i.V.) hat eine solche bäuerliche Produktion von Reisbauern in Sierra Leone untersucht. Er stellte dabei fest, daß diese Bauern wider die Ratschläge der Entwicklungsexperten eine landwirtschaftliche Produktion betreiben, die durchaus in den Begriffen einer lokalen "Grünen Revolution" beschrieben werden kann. Es werden nämlich ähnlich hohe Erträge erzielt wie mit der bekannten, durch großen politischen Druck, aber mit zweifelhaftem Erfolg, in Asien verbreiteten "grünen Revolution" der *High Yielding Varieties*, die auf hohe Dünger- und Pestizidgaben angewiesen sind. Diese große Sortenvielfalt macht Sinn, wenn man weiß, daß mal der Regen zeitig fällt, so daß eine längere Vegetationsperiode ausgenutzt werden kann, mal der Regen zu spät fällt, so daß man schnell wachsende Sorten braucht. Ein Teil der Felder steht auf trockenem Land, ein Teil wird gelegentlich überflutet, ein Teil wird für einen Teil der Zeit überflutet, ein anderer Teil ist Sumpf. Zu jedem dieser Böden gehören spezielle Sorten, die nur dort optimal gedeihen. Die Bauern haben sogar Sorten entwickelt, die bei

einer Überflutung aufschwimmen können. Als besonders skurril erscheint zunächst eine Reissorte, welche sich durch lange Granen auszeichnet. Der Anbau dieser Reissorte scheint unsinnig, ist dieser Reis doch außerordentlich schwer zu ernten, zu dreschen und zu verarbeiten. Zudem droht das Gen auf die anderen ertragstärkeren Reissorten überzuspringen. Die Bauern haben jedoch einen guten Grund, diese Reissorte in ihrem Repertoire zu belassen, denn es mag sein, daß eine Familie nicht genug Kinder hat, um den schlimmsten Feldschädling des Reisanbaus bekämpfen zu können: die Vögel. Wenn keine Kinder da sind, um die Vögel zu verscheuchen, braucht man eine Reissorte, die sich selber vor Vogelfraß schützt, und das ist der langgranige Reis.

4. Der Kommando-Staat

Ein Staatswesen, in welchem trotz eines formalen Rahmens von Gesetzen und Gerichten die faktische Autoritätsstruktur durch den Gehorsam gegenüber willkürlichen anordnungen und Erlassen von Beamten geprägt ist, keine Gewaltenteilung zwischen Justiz und Exekutive besteht und in welchem jedes Handeln ohne explizite Genehmigung oder Anordnung illegal ist, nennen wir Kommando-Staat. Trotz den von den Hauptstädten ausgehenden Demokratisierungsbewegungen bleibt zumindest vorerst noch im ländlichen Raum vieler afrikanischer Länder der Kommando-Staat die bestimmende Realität. Dadurch ist es möglich, daß sich um die Entwicklungshilfe herum Strategien des Wettbewerbs um Ressourcen und soziale Charaktere, wie Entwicklungs-Makler, gefestigt haben, die für europäische Beobachter jedes Mal wieder verblüffend sind. Für uns gehören rechtsstaatliche Prinzipien, wie die Bindung von Verwaltungshandeln an gesetzliche Verfahren und ein Informationsfluß über eine "Öffentlichkeit" zu den selbstverständlichen, kaum je bewußt formulierten Regeln des Handelns im wirtschaftlichen und politischen Raum. Die Konfrontationen um Projekte herum, die alle Experten erleben, werden daher meist als Ausnahme, persönliche Fehltritte oder "kulturelles Erbe" klassifiziert, ohne daß man des systemischen Charakters gewahr wird. Die lokalen Entwicklungs-Makler etwa wurden zu einem tragenden Bestandteil der Gesellschaftsstruktur.

4.1 Die Rolle lokaler Entwicklungsmakler

Eine besondere strategische Gruppe wird in der Literatur zur Entwicklungspolitik bisher kaum behandelt. Wir wollen sie hier "lokale Entwicklungsmakler" nennen. Die Entwicklungshilfe hat in Afrika und (wie Lentz 1988 zeigt) auch in einigen Gebieten Lateinamerikas einen besonderen soziologischen Typus hervorgebracht: die Makler, Vermittler zwischen potentiellen Projektbegünstigten und potentiellen Projektgebern. Die Mehrzahl der Projekte kann man in diesem Sinne "vermittelt" nennen. Die geographische Verteilung von Entwicklungsprojekten ist oft nicht so sehr von vorhandenen Infrastrukturen wie Straßen und Bahnlinien abhängig, sondern mehr vom Vorhandensein möglicher Gruppen von Vermittlern. Vermittler können die "Söhne des Dorfes" sein, wie sie Athawet (1988) für Bénin beschrieben

hat. Er wurde gefragt, ob er - als Akademiker aus der Hauptstadt, von dem man automatisch annimmt, daß er bessere Verbindungen zur Klientelstruktur der Entscheidungsträger in der Hauptstadt hat - bereit sei, sich als ein solcher *fils du village* adoptieren zu lassen. Wenn lokale Vermittler fehlen, können sie auch durch Einbeziehung von Fremden (z.B. Verwaltungsbeamten) in reziproke oder klientelistische Beziehungen geschaffen werden (vgl. Lentz 1988; Crehan/v. Oppen 1988). Ein gutes Beispiel sind die Landwirtschaftsberater in den integrierten ländlichen Entwicklungsprojekten. In Bénin waren letztere für die Zielgruppen weniger wegen ihrer (zweifelhaften) Beratungsfunktion in technischen Fragen als vielmehr als Vermittler zwischen Bauern und Staatsautorität in sozialen Konflikten gefragt (Lühe 1991).

Diese Bemühungen sind in der Regel zwar illegal, für die betroffenen Makler aber vorteilhaft. Daher, und weil die Makler meist verdeckt agieren, werden sie bei soziologischen Analysen von Entwicklungsprojekten fast nie erwähnt. Dies ist bedauerlich, da es verhüllt, daß die soziale Kategorie der Makler kein für die Entwicklung notwendiger Prozeß ist. Man könnte sich genauso gut offene politische Methoden vorstellen, bei denen die Ressourcen durch Märkte, private Dienstleistungsunternehmen oder Informationsmedien vermittelt werden. Die Interaktion von Beratungsdiensten, Medien und demokratischen politischen Prozessen in westlichen Ländern ist ein Beispiel für die Verteilung von Mitteln nach Bedürfnissen, soweit für sie eine kaufkräftige Nachfrage besteht. Letztere ist in Afrika sicherlich noch mehr auf eine kleine Schicht von Wohlbetuchten beschränkt als bei uns. Wie unvollkommen uns diese Medien auch erscheinen mögen, und wie mangelhaft demokratisch diese politischen Prozesse auch sind, so stellen sie doch einen gänzlich anderen Typ der Zugangsmöglichkeit zu Ressourcen dar. Auch in unserer westlichen Gesellschaft gibt es Vermittler; sie können einer ganzen Gesellschaft aber kein so personalisiertes klientelistisches Zugangsmonopol auferlegen, wie es die Makler in den ärmeren der Entwicklungsländer vermögen.

4.2 Strategisches Handeln *versus* Verständigungshandeln

Der dominante Typ von Entwicklungsprojekten ist als integriertes Projekt konzipiert. Das macht durchaus Sinn, denn viele Maßnahmen sind erst im Zusammenspiel mit anderen Veränderungen wirksam, daher werden sie zu Bündeln (*packages*) zusammengeschnürt. Interessanterweise knüpfen aber im Regelfall die Einheimischen dieses Bündel auf und wählen sich nur einzelne der Maßnahmen aus, die sie dann tatsächlich anwenden. In der Regel scheitern daher Projekte weder völlig, noch sind sie jemals zu 100 Prozent erfolgreich. Der Projekterfolg ist im typischen Falle vielmehr selektiv.

Dieses Aufschnüren der Bündel ist insofern überraschend, als - zumindest in der deutschen Technischen Zusammenarbeit - alle Beteiligten durch bestimmte Verfahren - insbesondere die Zielorientierte Projektplanung (ZOPP) - auf eine gemeinsame Rhetorik verpflichtet werden, in der sie die Gemeinsamkeit

der Ziele unterstreichen ([4]). Unter dieser Decke eines vorgeblichen Konsenses gibt es jedoch ein Hauen und Stechen der verschiedenen an einem Projekt beteiligten strategischen Gruppen. Nehmen wir ein Projekt der Anlage von Wasserstellen für Rinderhirten, wie es Bierschenk (1988) schildert. Die Frauen der seßhaften Hackbauern suchen Wasser für den Haushalt (vor allem zum Wäschewaschen brauchen sie viel Wasser), ihre Männer zum Gemüseanbau. Sie haben natürlich ein Interesse daran, daß die Wasserstellen möglichst nahe an ihrem Dorf liegen, und daß weder die Wasserstellen noch die Gemüsefelder von Rindern zertrampelt werden. Dem stehen die Interessen der (Fulbe-)Hirten entgegen, für die das Projekt ursprünglich konzipiert war. Sie brauchen Wasserstellen natürlich nicht in der Nähe der Bauerndörfer, sondern dort, wo sie mit dem Vieh weiden. Die europäischen Experten stehen unter einem erheblichen Realisationsdruck. Sie müssen für den zügigen Mittelabfluß sowie von Aktivitäten auf dem Terrain sorgen, sonst gelten sie als ineffizient. Von diesem Effizienzkriterium hängt aber in erster Linie ihre berufliche Laufbahn ab. Diese Gesichtspunkte sprechen eher für leicht erreichbare Wasserstellen in der Nähe von Hauptverkehrsstraßen und Verkehrszentren. Die einheimischen Politiker schließlich haben diese widerstreitenden Interessen zu gewichten, wobei sie in erster Linie den Gewinn von Legitimität und/oder materiellen Vorteilen für ihre Klientel vor Augen haben. Optimale Kompromisse lassen sich aus ihren Augen - und darin stimmen sie mit den Politikern der Geberländer überein - meistens dann erzielen, wenn Projekte auch gesehen werden und zum Beispiel an den großen Verkehrsachsen liegen.

Als so divergierend erschließen sich die Interessen freilich erst in der sozialwissenschaftlichen Analyse ([5]). Im Projekt drücken sich diese Interessen vielmehr indirekt durch Begünstigung oder Blockierung dieser oder jener Alternativen aus. Die Frauen legen ihre Wäsche vor der Wasserstelle aus, um so entweder den Rindern der Hirten den Weg zur Wasserstelle zu blockieren, oder einen Konflikt zu provozieren, der die Hirten ins Unrecht setzt. Die Hirten werden im Regelfall über die von ihnen als relevant erachteten Entscheidungsträger Einfluß zu nehmen suchen, indem sie diese mit Gaben bedenken. Die männlichen seßhaften Hackbauern können jedes Entscheidungsgremium solange chaotisieren, bis eine ihnen genehme Mehrheit erreicht ist. Die Verwaltungsbeamten hingegen haben die Möglichkeit, den Bau einer jeden Wasserstelle durch zahlreiche administrative Schikanen zu verhindern. Sie können z.B. fordern, daß nochmal eine höhere Instanz ihr Placet geben muß. Sie können technische Schwierigkeiten als unüberwindlich hinstellen.

Das Projekt erscheint hier als Arena unterschiedlicher Handlungsstrategien. Nicht ein ausgehandelter gesellschaftlicher Konsens, sondern ein Zusammenspiel verschiedener (Gruppen-) Interessen, lokaler Wissensstände, Strategien, Normen, Konflikte, Kompromisse und Feuerpausen, die zusammen die Sozialstruktur bilden, entscheidet über den Strukturwandel. Mit anderen Worten: es wäre falsch, die Analyseeinheiten, ob nun Staat, Dorf oder ethnische Gesellschaft, als homogen und an einem Strang ziehend zu betrachten (Chauveau 1985, Olivier de Sardan 1988). Insbesondere sollten afrikanische Dörfer nicht als

([4]) s. Kohnert/Preuß, 1990 zu einer kritischen Analyse von ZOPP in der Projektpraxis.

([5]) Eine Möglichkeit, diese Interessenkonflikte aufzudecken und durchzuspielen, wäre das Medium des Planspiels, das in der Projektplanung jedoch bislang nicht verwandt wird (vgl. dazu Bierschenk et al., 1989).

Ort der Solidarität verstanden werden, sondern als Ort des Konfliktes (Kohnert 1982; 1988). Die Konflikthaftigkeit und Homogenität lokaler Sozialstrukturen wird in der Regel von Entwicklungshilfeprojekten jedoch nicht berücksichtigt. Formeln wie "die Bevölkerung", "die Ärmsten der Armen" etc., mit denen die Zielgruppen in den Projektentwürfen bezeichnet werden, vertuschen hier mehr als sie aufdecken. Wie unterschiedlich die Interessen "der" Zielgruppe aber sein können, zeigt sich dann spätestens bei der Projektimplementierung. Nicht untypisch ist dann etwa folgender Ablauf: In der ersten Phase eines integrierten ländlichen Entwicklungsprojektes nehmen die bessergestellten Bauern Kredite auf, nutzen den bereitgestellten Input und beginnen mehr zu produzieren. Wenn dann aber, in der zweiten Phase, aufgrund des Projektziels "Partizipation" die Ressourcen breiter gestreut werden, zeigt sich ein Rückgang, da den neu hinzugekommenen Bauern die nötigen Ressourcen fehlen, um in den neuen Produktionsprozeß einzusteigen. Florierende Entwicklungsprojekte weisen nicht nur hohe Investitionen der wohlhabenden ländlichen Klassen auf, sondern auch von städtischen Klassen, besonders Staatsangestellten (vgl. z.B. für Bénin: Meissner 1990).

Es ist somit sehr schwierig, vom Scheitern eines Projektes zu sprechen. Bei jedem Projekt gibt es definitiv Gewinner: Das sind in der Regel die Politiker und Verwaltungskader in der nationalen Trägerstruktur sowie die reicheren und/oder einflußreicheren Schichten der Zielbevölkerung, sowie andere Beteiligte, die vom ursprünglichen Projektplan gar nicht anvisiert wurden, wie Schmiede, die "verlorene" Maschinen in Alteisen zerlegen und dann als Rohstoff benutzen, und natürlich auch einige Zollbeamte ...

4.3 Strukturen von Nichtöffentlichkeit

Im wesentlichen finden wir hier also Strategien vor, die sich immer wieder des gleichen Mittels bedienen, nämlich der Blockade der Intentionen der anderen Gruppe. Eine offene Formulierung von Interessen und eine Aushandlung von Kompromissen findet nicht statt. Dies sollte eigentlich nicht verblüffen. Es fehlt nämlich gerade im autoritären Bauernstaat (vgl. zu diesem Begriff Spittler 1982) ein generalisiertes Medium zur Formulierung von Interessen. Es fehlen allgemein zugängliche Kanäle, um Interessen als Forderungen artikulieren und lancieren zu können, und es fehlen gesellschaftliche Instanzen zur Aushandlung von Kompromissen. Diese Situation gilt keineswegs für alle Entwicklungsländer. Sie ist aber kennzeichnend für die meisten der als *Least Developed Countries (LLDC)* kategorisierten Länder Schwarzafrikas, die nicht von Schriftkultur geprägt sind.

Charakteristisch für westliche Gesellschaften ist dagegen die Öffentlichkeit als Verhandlungsmedium der Gesellschaft. Die Definition gültiger Werte wird hier in Frage gestellt, debattiert und neu festgelegt. "Öffentliches" Ansehen wird durch die Bewertung individuellen Handelns auf dieser Projektionsfläche Öffentlichkeit erzeugt. Öffentlichkeit ist strukturiert durch spezifische Kanäle, durch die differierende Interessen in die Verhandlungsprozesse eintreten können. Die Medien spielen eine zentrale Rolle in dieser

Bildung von Öffentlichkeit. So können wir immer annehmen, daß unsere Gegenspieler in einem Konflikt eine zwar partielle, aber nicht irrelevante Kenntnis unserer Ziele und Strategien haben. Es gibt auch einen Konsens über die Grenzen dieser Strategien.

Für viele afrikanische Entwicklungsprojekte sind jedoch eine ungenügende Verbreitung von Informationen über sich widerstreitende Interessen und Strategien sowie Unsicherheit in Bezug auf die Grenzen dieser Strategien charakteristisch. Die "Entwicklungshilfewelt" in mehrheitlich analphabetischen Ländern, die zudem oft Diktaturen sind, beschränkt sich regelmäßig auf die administrativen Kommunikationssysteme mit ihren stark gefilterten und geglätteten Informationen. Die realen Prozesse werden in einer solchen Situation erfolgreich durch die Rhetorik vom gemeinsamen Interesse kaschiert. Die wesentlichen Handlungszwänge, denen die Strategien afrikanischer Kleinbauern unterliegen, sind den Planern dabei oft gar nicht bekannt (Oivier de Sardan 1988).

Um nur drei Dimensionen zu nennen, in denen das bäuerliche Handeln nicht vom Projekthandeln reflektiert wird: Erstens stellt jede externe Investition einen Einsatz in einem Spiel dar, bei dem die verschiedenen sozialen Gruppen versuchen, die Vorteile an sich zu ziehen, um ihre ökonomische Position zu stärken. "Gemeinwohl", "gemeinschaftliche Entwicklung", "nationale Ziele" u.s.w. sind die ideologische Legitimation, um diese Strategien zu verschleiern. Zweitens ist die Verfügbarkeit von Arbeitskräften (und nicht etwa von Land) auch in dichtbesiedelten Anbauzonen Afrikas, wie im Süden Bénins, oft der Hauptengpaß der landwirtschaftlichen Ökonomie. Die Strategien von Bauern zielen darauf ab, diesen Engpaß zu überwinden, sei es durch arbeitssparenden technischen Fortschritt (z.B. Brunnen oder Fahrräder) oder durch neue Formen der Arbeitskräftemobilisierung. Drittens müssen in einer Situation beschränkten Vertrauens in allgemeine gesetzliche Regeln und angesichts eines mangelnden staatlichen sozialen Auffangnetzes, komplizierte lokale soziale Formen reziproken Austausches, Tausches von Brautgaben, Klientelverhältnissen, etc. aufrechterhalten werden, um dieses Ziel zu erreichen. In diesem Zusammenhang beobachten wir die universelle Strategie der Minimierung von Risiken. (Scott 1976; Bierschenk i.E.)

Dabei ist es allerdings notwendig, den verdeckten Aktionen von bäuerlichen und städtischen Gruppen, von reformistischen religiösen Bewegungen über Geheimgesellschaften und Antihexenbünden bis hin zu lokalen politischen Widerstandsbewegungen, größere Aufmerksamkeit zu schenken, um die Gründe für das Scheitern von Entwicklungsprojekten zu verstehen (Kohnert 1983; Geschiere/Klei 1986). Aktionen der kleinen Leute werden oft als bloße Strategie der Sicherung der materiellen Lebensbedingungen mißverstanden. Diese Handlungsweisen leben aber auch von einer Vorstellung, wie die Zukunft aussehen sollte, und von Bildern persönlicher Identität, die die Gesellschaft anerkennen und/oder kreieren sollte. (vgl. dazu Streiffeler i.V.) Die Kulturen der einfachen Leute nur als Überlebenssysteme zu untersuchen, oder sie bloß als durch technologische Rückständigkeit und demographischen Druck determiniert zu sehen, ergibt ein ziemlich flaches Bild bäuerlichen Lebens, und unterschlägt ihre Kreativität und inhärente Dynamik (vgl. dazu etwa Lachenmann 1988 und Lentz 1988).

5. Was tun ?

Einen Abschied von der Entwicklungshilfe wird es nicht geben. Entwicklungshilfe wurde schon vor der Erfindung dieses Namens praktiziert. Durch die wirtschaftlichen Zwänge zur "In-Wert-Setzung" der kolonialen Ressourcen angetrieben, und durch mehr oder weniger verbrämte Versuche zur Missionierung und "Zivilisierung der Schwarzen" ideologisch legitimiert, wurde sie schon von Anbeginn der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts systematisch durch die Kolonialherren praktiziert. In Europa entstand sie als Subsidien, d.h. als außenpolitisch motivierte Zahlungen, als kostengünstigere Alternative zum gewaltsamen Engagement ([6]). In Deutschland war es Friedrich II. von Preußen und Brandenburg, der sie zu einem systematischen Instrument der Politik entwickelte. Wenn wir Entwicklungshilfe als Subsidien - als eine Form der Außenpolitik, als "Scheckbuch- Diplomatie" - verstehen, müssen wir wohl davon ausgehen, daß kaum eine Regierung jemals auf sie verzichten wird.

Angenommen, die Schlußfolgerungen unserer Untersuchungen träfen zu - lassen sich dann aus ihnen auch Handlungsanleitungen für die Entwicklungspraxis ableiten? Bei aller Skepsis gegen die von Praktikern oft vorschnell erhobene Forderung, wissenschaftliche Kritik sei nur dann zulässig, wenn sie auch mit unmittelbar verwertbaren alternativen Handlungsvorschlägen verbunden sei, und trotz der Gefahr, wegen allzu großer Praxisnähe aus der Gemeinschaft der reinen Wissenschaftler exkommuniziert zu werden: Unsere Analysen der Entwicklungshilfepraxis scheinen uns immerhin drei Folgerungen für diese Praxis zu implizieren: für das Verhältnis von Entwicklungspolitik zu außenpolitischem Druck (Einklagung der Menschenrechte), für die Form unserer eigenen Arbeit - der sozialwissenschaftlichen Forschung - und für die Beratungspraxis von Entwicklungsprojekten.

Die hier thesenartig referierten Ergebnisse von Feldforschungen in Afrika zeigen, daß das Schicksal einzelner Entwicklungsmaßnahmen am besten aus einer historischen Perspektive, unter Beachtung des gesamtgesellschaftlichen und soziokulturellen Zusammenhanges verstanden werden kann. Diese Perspektive läßt Transformationsprozesse erkennen, die es schon lange vor den Entwicklungshilfeprojekten gab, und die es wahrscheinlich auch noch lange, nachdem diese ihren Zweck erfüllt haben werden, geben wird, da die Projekte selbst in den meisten Fällen von diesen historischen Dynamiken übernommen und transformiert werden. In der Regel erscheint so die Entwicklungshilfe einem distanzierten Beobachter wie eine Infusion von externen Ressourcen in laufende soziale Prozesse. Dies schürt alte und neue Konflikte um die Redistribution von Ressourcen. Die alte Erkenntnis der klassischen Nationalökonomie, daß die Mehrung des Reichtums einer Nation wesentlich vom Gelingen der Reform der Sozialstruktur abhängt, eine Erkenntnis,

([6]) für das Altertum vgl. Altheim, 1962

die die Neo-Klassische Nationalökonomie beinahe ein Jahrhundert lang verdrängt hat ([7]), gewinnt heute mit der Diskussion um den Demokratisierungs- und Strukturanpassungsprozeß in Afrika wieder an Aktualität.

Für die Mehrzahl der Versuche der Entwicklungshilfe, etwas Neues zu schaffen, die von uns untersucht wurden, ist nicht eine Kombination breiter Variationen und Selektionen, die eine endogene nachhaltige Innovation erst ermöglichen, charakteristisch, sondern eher eine Blockade selbstorganisierter Innovationsanstrengungen durch die massive Dominanz administrativ verordneter Neuerungen. In der Mehrzahl der Fälle, in denen die Entwicklungshilfe zu sichtbaren Veränderungen beigetragen hat, beobachteten wir die Einführung weniger flexibler sozialer Arrangements, die oft zu einer Reduzierung der Sicherheit des Überlebens führen. Hier drängt sich der Verdacht auf, die Entwicklungshilfe trüge bisher eher zu einer Involution als zu gesellschaftlicher Evolution bei.

5.1 Entwicklungshilfeprojekte oder Gesellschaftsprojekte?

Ein afrikanischer Kollege stellte am Schluß einer Diskussion über "Folgen der Entwicklungshilfe im ländlichen Afrika" ([8]) fest, daß nicht so sehr eine Verbesserung der Hilfeprojekte, sondern eher ein "Projekt Gesellschaft" nötig sei. Beispielsweise werden landwirtschaftliche Projekte oft als Surrogat für eine bessere Agrarpolitik verstanden. Bauern sollen durch Propaganda dazu überredet werden, mehr zu produzieren, in einer Situation, in der die Interessen der städtischen Konsumenten durch eine ungerechte Preispolitik bevorzugt werden. Wir kennen keinen Bericht über ein unter solchen negativen Rahmenbedingungen einer nationalen "Anti-Agrarpolitik" erfolgreiches Projekt (Elwert 1983a; Bates 1983). Ein Wandel im gesamten politischen und ökonomischen Handlungsrahmen könnte einen höheren *output* von Nahrungsmitteln erreichen und so viele landwirtschaftliche Entwicklungsprojekte überflüssig machen. Wenn die vom Staat bewußt niedrig festgesetzten Getreidepreise zwar auf dem Papier aufgehoben werden, jeder Händler ohne *autorisation* aber im klassischen Kommando-Staat von den Bürokraten des Landwirtschaftministeriums und ihren Alliierten in der Territorialverwaltung und Gendarmerie bedroht werden kann, dann bleibt die Getreideproduktion ungenügend. Erst eine faktische Aufhebung dieser Staatsmonopole in der Vermarktung - in Mali von außen erzwungen - schafft die notwendigen Anreize für die Bauern (s. Anhut 1987). Eine Konsequenz daraus wäre, Entwicklungshilfe stärker auf die Politik-Beratung zu konzentrieren und gleichzeitig den Aufbau selbstbestimmter dezentraler administrativer Entscheidungsstrukturen zu fördern.

Die Möglichkeit, durch "Entwicklungsprojekte" gezielt sozialen Wandel herbeizuführen, sollte nicht überschätzt werden. Projekte bedeuten jedesmal Interventionen in äußerst komplexe gesellschaftliche

---

([7]) Eine brilliante Analyse der Verbindung von Wirtschafts- und Sozialstrukturanalyse in den Werken der klassischen Politischen Ökonomie, insbesondere von Adam Smith und David Ricardo, sowie der Gründe für die systematische Ausgrenzung aller gesellschaflichen Aspekte in der neo-klassischen Ökonomie liefern Walsh/Gram 1980.

([8]) Gervais Athawet auf dem Kongreß der Europäischen Gesellschaft für ländliche Soziologie, Braga/Portugal, 1986.

Prozesse. In der Sprache des ZOPP-Planungsverfahrens gesprochen, sind der springende Punkt nicht so sehr die Ober- und Projektziele, sondern die Annahmen über die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, auf die ein Projekt naturgemäß nur sehr geringen Einfluß hat. Wenn ZOPP-Theoretiker diese Aussage auch für eine Banalität halten mögen - bei den täglichen Bemühungen im Projektalltag um eine praktikable Interpretation der Projektziele ebenso wie in vielen Kritiken der Erfolglosigkeit der Entwicklungspolitik wird sie nur allzuschnell vergessen. Projekte sind definitionsgemäß in ihrer zeitlichen und sachbezogenen Reichweite begrenzt. Sie sollen paradoxerweise da wirksam werden, wo eigentlich weitvernetzte Zusammenhänge mit langfristigen Dynamiken dominieren.

Die Frage, ob Projekte überhaupt ein angemessenes Mittel der Entwicklungspolitik sind, kann daher wohl nicht so uneingeschränkt positiv beantwortet werden wie von einem verantwortlichen Soziologen der Weltbank, der für das *social engineering of participation* plädiert (Cernea 1985). Wenn Entwicklungshilfe nicht zum Trugbild für altruistische Wähler und Steuerzahler werden soll, wird sie stärker konditionalisiert werden müssen. Grundlegende Öffentlichkeitsrechte wie Presse- und Redefreiheit, das Rechtsstaatsprinzip, welches staatliches Handeln berechenbar macht, und institutionalisierte Formen von Demokratie, die Aushandeln von Kompromissen statt Blockaden und Sabotage privilegieren und nicht zuletzt gerechte weltwirtschaftliche Rahmenbedingungen für die Entwicklungsländer, haben mehr Einfluß auf die gesellschaftliche Entwicklung als einzelne Projekte, selbst wenn man die Ausgaben für die Projekte, wie oft gefordert wird, verdreifachen würde.

5.2 Die Notwendigkeit sozialwissenschaftlicher Analysen

Sollen Projekte überhaupt eine Aussicht auf Erfolg im geplanten Sinne haben, dann ist eine wesentliche Grundbedingung dafür eine umfassende Analyse der sozialen und kulturellen Systeme, in denen weitreichende Eingriffe geplant sind. Trotz aller modisch gewordenen Forderungen nach der stärkeren Berücksichtigung der "sozio-kulturellen Faktoren" sind sozialwissenschaftliche Untersuchungen aus einer historischen, gesamtgesellschaftlichen Perspektive immer noch nur in den seltensten Fälle eine Grundlage für Projektplanungen. Auch heute noch versäumen Planer in aller Regel, Projektansätze auf eine gründliche Kenntnis jener Gesellschaften und Kulturen zu basieren, in denen sie weitreichende technische Interventionen planen. Sozialanthropologische Studien der einheimischen Wissenssysteme der von der Entwicklungshilfe beackerten Bauern fehlen in den deutschsprachigen Ländern noch nahezu vollständig und sind auch in England, Skandinavien und den Niederlanden noch marginal. Wenn überhaupt, werden Soziologen und Ethnologen in der Regel nur dann zu Entwicklungsprojekten konsultiert, wenn Probleme bei der Implementierung auftauchen, oder wenn es in dreiwöchigen Kurzzeiteinsätzen darum geht, sozio-kulturelle Länderstudien als Pflichtübung abzuleisten. Der "Soz-Kul-Mann", wie der entsprechende Jargon mittlerweile lautet, bzw. die obligatorische "Frauenfragen-Frau", treffen dann meist auf ein eigentümliches Verständnis ihrer Rolle. Es wird von ihnen mehr oder weniger erwartet, der Projektleitung irgendwelche

Tricks zu verraten, mit denen die Projektbotschaft doch noch erfolgreich an die "Zielgruppe" verkauft werden kann. Nach diesem Verständnis reduzieren sich Soziologie und Ethnologie tatsächlich auf Sozialtechnologie. Eine traurige Illustration dieser technokratischen Verkürzung ist die Konzeption ländlicher Beratung, die militärischen Kategorien des Rekruten-Schleifens (*encadrement* im Französischen) nahekommt, - Vorstellungen, die leider unter Entwicklungsexperten immer noch nicht gänzlich ausgestorben sind. Stattdessen sollte die Funktion eines Sozialwissenschaftlers in einem Projekt in erster Linie die des für die Zielgruppe eintretenden Mittlers und des Interpreten von Meinungen sein, die ansonsten nicht in den Diskussionsprozeß eingehen würden (vgl. Rauch i.V.). Im übrigen sollten sich sozialwissenschaftliche Untersuchungen nicht auf die Thematisierung des Projektgeschehens alleine reduzieren lassen, sondern die sozio-ökonomischen Transformationsprozesse vor und nach der Projektlaufzeit mit einbeziehen.

5.3 Entwicklungspraxis als Vermittlung zwischen strategischen Gruppen

Entwicklungshilfeprojekte erscheinen uns nur dann sinnvoll, wenn sie dazu beitragen, die Kommunikation über Zukunftsentwürfe zwischen allen beteiligten "strategischen Gruppen" ebenso wie das Verständigungshandeln innerhalb der Gruppen selbst zu fördern. Dies sollte nicht mit der progressiv klingenden, allerdings meist völlig folgenlos bleibenden Propagierung "der" (afrikanischen) Kleinbauern als der hauptsächlichen, wenn nicht überhaupt der einzig legitimen Akteure gesellschaftlicher Entwicklung verwechselt werden. Wie jedes kollektive Bewußtsein, sind auch die endogenen Entwicklungsvorstellungen afrikanischer Kleinbauern gesellschaftlich befangen und können nicht für sich allein zur Grundlage gesamtgesellschaftlicher Zielvorstellungen werden. Dazu ist auch eine übergreifende, nationalstaatliche (oder, z.B. bei Umweltfragen, darüber hinausgehende) Perspektive notwendig.

Die Frage, ob Kleinbauern oder Planer die angemessene Sicht von Entwicklungszielen, -bedingungen und -schranken haben, scheint uns also falsch gestellt. Die Wahrheit liegt nicht in einem bestimmten - auf eine gesellschaftliche Schicht oder Klasse limitierten - Zukunftsentwurf, sondern in der Möglichkeit, daß diese miteinander kommunizieren. Allerdings sollte man sich hier vor der Illusion eines herrschaftsfreien Dialogs nach dem idealisierten Modell eines Universitätsseminars oder eines ZOPP-*workshops* hüten. Dialog und das Herstellen von Öffentlichkeit heben nicht *per se* bestehende Machtverhältnisse auf; sie können diese aber erhellen, dazu beitragen, daß eine Gesellschaft über sich selbst informiert ist. Die Fragen der Entwicklung sind somit nicht von denen nach Herrschaft und Demokratie zu trennen. Ist es denn so fernliegend, daß sich Planer, Experten und Entwicklungshelfer, statt sich einem Kommando-Staat anzupassen, als Botschafter einer offenen Gesellschaft verstünden ?

Referenzen:

Agossou, Christian (1987) : Differenciation intra familiale et système de production - Le cas du District rural de Kpomassè, Province de l'Atlantique, Rép. du Bénin. unveröffentlichter Projektbericht, Fu-Berlin

Ahohounkpanzon, Michel (i.V.): Ausbildung zur Arbeitsmigration: Der Jungbauernverein von Ayou, ein Vorführprojekt in Dahomey/Bénin", in: Bierschenk / Elwert (in Vorbereitung).

Altheim, F. (1962): Entwicklungshilfe im Altertum. Die großen Reiche und ihre Nachbarn. Reinbek

Amselle, J.L. (1988) : Le développement vu du village. in: Elwert/Bierschenk 1988:176 - 181

Asch, Susan (1983) : L'Eglise du Prophète Kimbangu. De ses Origines à son Rôle Actuel au Zaire, 1921 – 1981. Paris : Karthala

Athawet, Gervais (1988) : Monétarisation des rapports sociaux et développement rural dans une communauté semi-lacustre du bas-Bénin. unveröffentl. Projektbericht, Institut für Ethnologie, FU Berlin

Bates, R.H. (1983) Essays on the Political Economy of Rural Africa. Cambridge:

Bayart, J.-F. (1989) : L'état en Afrique. Paris :

Beck, Kurt (1991): Entwicklungshilfe als Beute. *Orient*, 31.1991.4:583-601

Bierschenk, Thomas (1984): Weltmarkt, Stammesgesellschaft und Staatsformation in Südostarabien. Saarbrücken

- (1987): Baumwollanbau und gesellschaftliche Entwicklung in Bénin. *Sociologus* 37.1987:155-174
- (1988): Development projects as arenas of negotiation of strategic groups. A case study from Bénin. in: Elwert/Bierschenk 1988
- (1989): Vorwärts mit der Tradition der Fulbe. Zur Genese einer ethnisch - politischen Bewegung unter den Fulbe Nord-Bénins", *Sozialanthropologische Arbeitspapiere*, N° 20, FU-Berlin
- (1991) : Les projets et les politiques de développement, font-ils des preoccupations legitimes de l'antthropologie ? Bulletin de l'Association Euro-Africaine pour l'Anthropologie du Changement Sociale et du Développement, (ADAP), 1 Juin 1991:12-14
- (i.E.) : Rational Herdsmen. Economic strategies of the agro-pastoral Fulani of Northern Bénin. *Applied Geography and Development*

Bierschenk, T./Forster, R. (1987): Die gesellschaftliche Organisation der Fulbe im östlichen Atakora/ V.R. Bénin", *Sozialanthropologische Arbeitspapiere*, Nr. 3, Berlin, Verlag "Das arabische Buch"

Bierschenk, T./Sauer, P. /Schafft, H. (1989): Planspiel zur entwicklungspolitischen Projektpraxis. Ein Beitrag zur Entdämonisierung der Entwicklungshilfe", *Sozialanthropologische Arbeitspapiere,* N° 23, FU-Berlin

Bierschenk, T./Elwert, G. (Hrsg.)(i.V.): Folgen der Entwicklungshilfe im ländlichen Afrika", Frankfurt, Campus

Boiral, P./Lanteri, J.F./Olivier de Sardan, J.P (Hrsg.) (1985) : Paysans, experts et chercheurs en Afrique noire: sciences et développement rural", Paris, Karthala

Cernea, M. (Hrsg.) (1985): Putting people first. Sociological variables in rural development. Oxford (2. Auflage 1991)

Chauveau, J.P. (1985) : L'avenir d'une illusion: histoire de la production et des politiques vivrières en Côte d'Ivoire", *Etudes rurales*, 99/100.1985:281-325

Crehan, Kate/Oppen, v. A. (1988): Understandings of 'Development': An Arena of Struggle. The Story of a Development Project in Zambia. in: Elwert/Bierschenk 1988:113 - 145

ECA (1989): African Alternative Framework to Structural adjustment: Programmes for Socio-Economic Recovery and Transformation. UN-Economic Commission for Africa (ECA), Addis Abeba

EIU (1990): Country Reports. The Economist Intelligence Unit, London

Elwert, Georg (1983a): Bauern und Staat in Westafrika. Frankfurt, Campus

- (1983b): Der entwicklungssoziologische Mythos vom Traditionalismus. in: Goetze, D./Weiland, H. (Hrsg.),"Soziokulturelle Implikationen technologischer Wandlungsprozesse", Saarbrücken
- (1989): Nationalismus und Ethnizität. Über die Bildung von Wir-Gruppen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41.1989:417 – 439
- (1990): Der Kommandostaat und seine Bauern. Vortrag, Kongress der Europ. Ges. f. ländl. Soziologie, Gießen, Juli 1990

Elwert, G./Bierschenk, T. (1988a): Development aid as intervention into dynamic systems: An Introduction", in: Elwert/Bierschenk 1988b

Elwert, G./Bierschenk, T. (Hrsg.) (1988b): Aid and Development", *Sociologia Ruralis*, 37.1988.2/3

Elwert, G./Elwert-Kretschmer, K. (1991): Mit den Augen der Beniner - Eine andere Evaluation von 25 Jahren ded in Bénin. zur Veröffentlichung, ded, Berlin

Elwert, G./Kohnert, D. (1983): Sozio-strukturelle Auswirkungen von Entwicklungspojekten im ländlichen Raum Westafrikas", Working Paper N° 35, Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung, Universität Bielefeld.

Förster, Till (1988): Islam als sozio-kultureller Faktor des Entwicklungszusammenhanges in der Republik Niger. Forschungsbericht für das BMZ, Bayreuth

Evers, H.-D./Schiel, T. (1988): Strategische Gruppen. Vergleichende Studien zu Staat, Bürokratie und Klassenbildung in der Dritten Welt. Berlin, Reimer

Friedrich, Bruno (1991): Die kleinstädtische Beamtenfamilie in Guinea-Bissau. *Der Überblick*, 1991.2:98-99

Geschiere, P./Klei, J. (1986): African peasants against the state: Popular modes of political action and their implications for development projects. Unveröffentlichter Beitrag zum 13. Europäischen Kongreß für ländliche Soziologie, Braga/Portugal

Griffin, Keith (1991): Foreign Aid after the Cold War. *Development and Change*, 22 (1991) 4:645-86

Hogendorn, J.S. (1966): The Origins of the Groundnut Trade in Northern Nigeria. Ph.D. thesis, Univ. of London

Kremer, Gabriele (1987): Auswirkungen von Entwicklungshilfemaßnahmen und staatlichen Entwicklungsprojekten auf die Kultur der Viehzüchter-Fulbe in Niger, am Beispiel der Wodaalae", unveröffentlichter Projektbericht, FU-Berlin

Kohnert, Dirk (1990): Drill statt Beratung ? - Zum Aufstieg und Fall des training and visit-Systems im landwirtschaftlichen Beratungsdienst Westafrikas. *Entwicklung und ländlicher Raum*, 1990.4:26-28

- (1988): Socialism without liberation. Land reclamation projects in Guinea-Bissau. *Sociologia Ruralis*, 1988.2/3:161-75
- (1983): Indicators of social and political conflict in African societies: On the articulation of witchcraft among the Nupe, Northern Nigeria. Working Paper N° 32, Forschungsschwerpunkt Entwicklungssoziologie, Univ. Bielefeld
- (1982): Klassenbildung im ländlichen Nigeria. Arbeiten aus dem Institut für Afrika-Kunde, N° 42, Hamburg

Kohnert, D./Preuss, H. J. A. (1990): ZOPP in der Projektpraxis", *Sozialanthropologische Arbeitspapiere, N°* 25, FU-Berlin

Laabs, Johannes (1987): Regenzeit gleich Hungerzeit ? - Zum Wandel reproduktiver Strategien von Reisproduzenten in Marainpa, Sierra Leone. Soziologische Diplomarbeit, Univ. Bielefeld

Lachenmann, Gudrun (1988): Development policy and survival strategies in the zone lacustre in Mali", *Sociologia Ruralis*, 1988.2/3:182 - 197

Lentz, Carola (1988): Why the most incompetent are on the village council. Development projects in an Indian village in Ecuador. *Sociologia Ruralis*, 1988.2/3:199 - 215

Lilley, S. (1973): Technical Progress and the Industrial Revolution, 1700 - 1914, in: C.M. Cipolla, "The Industrial Revolution" (The Fontana Econonomic History of Europe. 3), London, 1973:187 - 254

Long, N. (i.V.): Handlung, Struktur und Schnittschnelle: Theoretische Reflektionen", in: Bierschenk / Elwert i.V.

Long, N. (Hrsg.)(1990): Encounters at the Interface. A perspective on social discontinuities in rural development", Wangeningen, Sociological Studies, N° 22, Wangeningen

Lühe, Niko v.d. (1991): Transfer of technology or barter trade ? - The rural extension service in the Atlantique Province of Bénin as a market for negotiating resources", *Quarterly J. of Intern. Agriculture*, 30 (1991) 3:248-63

Meissner, Ricarda (1990): Plantagenarbeit, Cash-Crop-Anbau und Korruption. Beobachtungen auf einer Baumwollplantage in Nordbénin. unveröffentl. Magisterarbeit, Institut f. Ethnologie, FU Berlin

Metz, Volker (1986): Nutzung traditioneller und neuer Agrartechnologie in 30 Distrikten von Sierra Leone", unveröffentlichter Projektbericht, Univ. Bielefeld

Mönikes, Volker (1988): Die Planung von Entwicklung und die Entwicklung der Verplanten - Schichten- und kulturspezifische Auswirkungen von Entwicklungsprojekten in Benue-State, Nigeria", Diss. Univ. Bielefeld, Fakultät f. Soziologie, Praxisschwerpunkt Entwicklungsplanung

Norris, E.G. (i.V.): Die Unfähigkeit der Entwicklungshilfe, aus ihrer eigenen Geschichte zu lernen: Die vergessenen . Erfahrungen der deutschen kolonialen Ackerbauschule in Togo", in: Bierschenk / Elwert i.V.

Neubert, Dieter (1990): Von der traditionellen Solidarität zur Nicht-Regierungs-Organisation. Eine steuerungstheoretische Analyse von Formen der Solidarität in Kenya", in: Kohl, K.H. et al. (Hg.), "Die

Vielfalt der Kultur. Ethnologische Aspekte von Verwandtschaft, Kunst und Weltauffassung", Berlin, 1990:548 - 571

Obbelode, Marita (1988): Der weiße Fluß und was aus ihm geworden ist. Soziostrukturelle Auswirkungen eines Entwicklungsprojektes im Senufo-Land. unveröffentlichter Projektbericht, Institut für Ethnologie, Freie Universität Berlin

Olivier de Sardan, J.-P. (1985) : Paysans, experts et chercheurs en Afrique Noire. Sciences sociales et développement rurale, Paris

- (1991) : L'ethnologie du changement social et du développement comme ambition theorique", *Bulletin de l'ADAP,* 1991.1:7-11
- (i.V.): Bäuerliche Logiken und die Logiken der Entwicklungshilfe. in: Bierschenk / Elwert i.V.

Peters, Uwe (1987): Wandel der Strategien des Erwerbes von Reichtum und Status bei den Temne in Sierra Leone. Soziologische Diplomarbeit, Univ. Bielefeld

Rauch, Theo (i.V.): Der Zynismus in der Entwicklungspolitik - Macht und Ohnmacht des Entwicklungsplaners. in: Bierschenk/Elwert i.V.

Richards, Paul (1985): Indigenous Agricultural Revolution: Ecology and Food Production in West Africa", London

- (1986): Coping with Hunger: Hazard and Experiment in an African Rice Farming System. London
- (i.V.): Die Vielseitigkeit der Armen. Einheimische Feuchtlandbewirtschaftung in Sierra Leone. in: Bierschenk/Elwert i.V.

Scherler, Cristina (1987): Auswirkungen der Entwicklungshilfe auf sozioökonomische Strukturen kleinbäuerlicher Haushalte am Beispiel Sierra Leones. unveröffentlichter Projektbericht, FU-Berlin

Scott, James C. (1976): The moral economy of the peasant. Rebellion and Subsistance in Southeast Asia", New Haven/London

Simshäuser, Ulla/Fourn, Elisabeth (1990): Avec le sécouriste c'est la sécurité - Über Sinn und Unsinn von Dorfgesundheitshelfern. Sozialanthropologische Arbeitspapiere, Nr. 23, Berlin, Arabisches Buch

Spittler, Gert (1982): Verwaltung in einem afrikanischen Bauernstaat. Wiesbaden

- (i.V.): Handeln in Dürren und Hungerkrisen. Die Kel Ewey Tuareg: Opfer oder Akteure. in: Bierschenk/Elwert i.V.

Streiffeler, F. / M. Mbaya (i.V.): Endogene Entwicklungsvorstellungen in Zaire. in: Bierschenk/Elwert i.V.

UNDP (1991). The Human Development Report 1991. OUP, Oxford

Walsh, V./Gram, H. (1980): Classical and Neoclassical Theories of General Euilibrium - Historical Origins and Mathematical Structures. OUP, Oxford

Whiteman, Kaye (1991): Lords, Samaritans and Gangsters. *West Africa*, 1991:1402-03

World Bank (1991): World Development Report 1991. IBRD/World Bank, Washington

Zitelmann, Thomas (1988): 'We have nobody in the agencies.' Somali and Oromo response to relief aid in refugee camps [Hiraan region/Somali Democratic Republic]", *Sozialanthropologische Arbeitspapiere*, N° 17, FU-Berlin

- (1989): Soziostrukturelle Auswirkungen der Entwicklungshilfe im ländlichen Raum Westafrikas. (Unveröffentlichter) Abschlußbericht an die Volkswagen-Stiftung über das Forschungsprojekt Institut für Ethnologie, Freie Universität Berlin